

# Strategien gegen den drohenden Niedergang der Stadt



**Die Grenze der Planbarkeit: Der Basler Barfüsserplatz in der Nacht, zugleich eine städtebauliche Verlegenheit und ein von der Jugend stark frequentierter Platz mit hoher Freiraumqualität.**

Foto Dominik Labhardt

Worum geht es? Es geht um die Stadt, um städtische Freiräume, um Plätze – historische, gewachsene, veränderte, veränderungsbedürftige. Es geht um Ansprüche und Visionen, um planerische Theorie und Praxis. Es geht um Fragen, wie sie mit dem Umbau des Centralbahnplatzes, mit den Projekten für den Theaterplatz, für die Heuwaage und das Messeareal in Basel aktuell geworden sind.

Gesprächsteilnehmer sind die Geographin Rita Schneider-Sliwa, seit 1995 Ordinaria für Humangeographie, Stadt- und Regionalforschung des Geographischen Instituts der Universität Basel, sowie Fritz Schumacher, Architekt und seit 1994 Leiter des Hochbau- und Planungsamtes des Kantons Basel-Stadt.

**BaZ:** Frau Schneider-Sliwa, Sie äussern in der Diskussion um eine teilweise Überbauung des Theaterplatzes scharfe Kritik an diesem Vorhaben, da es in Ihren Augen «auf einem grundlegenden Missverständnis der Funktion und Bedeutung öffentlicher Freiräume im Stadtganzen» basiere.

**Rita Schneider-Sliwa:** Tatsache ist, dass der Kanton Basel-Stadt seit 1970 fast 40 000 Einwohner verloren hat, Zugzuger bereits eingerechnet. Wir haben damit nicht nur ein signifikantes Problem der Abwanderung, der Flucht aus der Unwirtlichkeit der Städte ins Grüne – der Abwanderungsmechanismus ist auch ein selektiver: Die Einkommensstärkeren und die jungen Familien ziehen ab, die Einkommensschwächeren bleiben. Das heisst, wir haben eine Be-

völkerungsumschichtung in der Stadt, eine Entwicklung in Richtung zur sogenannten «A-Stadt», mit einem steigenden Anteil der Alten, der Ärmere, der Ausländer, der Arbeitslosen usw.

Diese Sozialstrukturveränderungen führen nicht nur zu einer erhöhten Belastung der Kernstadt, zu explodierenden Sozial- und Infrastrukturkosten – wir sind im Zusammenhang mit diesem Suburbanisierungsprozess auch mit einer ganzen Reihe von Folgewirkungen konfrontiert. Meine Kritik an der Bebauung des Theaterplatzes und der «Konzeptlosigkeit» in der Freiraumplanung generell ist in diesem Kontext zu sehen: Ich meine, man täte gut daran, wirklich alten Konzepten nachzugehen, die diese Entwicklung aufhalten und zu einer Steigerung der Attraktivität der Stadt beitragen könnten. Bebauung ist eine der Möglichkeiten, aber für mich nicht die zentrale – die Planung öffentlicher Räume ist mindestens ebenso wichtig und in gewissen Bereichen sogar wichtiger.

**Basel ist, was diese Kernstadtproblematik angeht, sicher kein Einzelfall?**

Der Niedergang der Kernstadt in einer Agglomeration ist überall zu beobachten. Er gilt zum Beispiel auch für Zürich. Der Steuermechanismus mag dort für die Abwanderung stärker zu Buche schlagen als in unserer Region, wo die Steuergesetze nicht so ausgeprägt sind. Betrachtet man jedoch die letzten 40 Jahre der Stadt- und Agglomerationsplanung in Zürich, lässt sich noch etwas anderes erkennen: Arbeiten des ORL-Instituts zur Planungsge-

schichte zeigen, dass im Kielwasser der «Charta von Athen» von 1933 bewusst eine funktionale Entmischung forciert wurde und die periurbane Entwicklung – als Beitrag zur Steigerung der Lebensqualität – durchaus geplant war. Was wir heute als eine negative Dynamik erfahren, ist also die Folge einmal durchaus wohlbedachter, «guter» Planung, die letztendlich ungewollt zur sozialen Entmischung im Sinne von Disparitätenentwicklung führte.

**Herr Schumacher, wie geht der Stadtplaner mit den Kernstadtproblemen um?**

**Fritz Schumacher:** Frau Schneider-Sliwa, Sie haben Ihren Ausführungen den Begriff der «Konzeptlosigkeit» in der Freiraumgestaltung vorangestellt, die in Ihren Augen massgeblich für diese von Ihnen konstatierten negativen Stadtveränderungen verantwortlich ist. Was Sie jedoch als «Entstädterung» beschreiben, ist eine strukturelle Entwicklung, ausgelöst durch einen mit dem gestiegenen Wohlstand einhergehenden deutlich erhöhten Bedarf an Wohnflächen. Natürlich haben die einkommensstärkeren Schichten die Möglichkeit, ihre Wohnpräferenz in einer suburbanen Umgebung zu realisieren – mit gleichbleibend intensivem Kontakt zur Stadt –, eher genützt.

Dies jedoch als «Niedergang der Stadt» zu interpretieren und die Kritik dabei an der Stadtentwicklungspolitik anzusetzen, halte ich speziell für Basel für falsch, weil sie die spezifische geographische und politische Situation unserer Stadt ausser acht lässt: Basel hat mit seinen engen politischen Grenzen

gänzlich andere Voraussetzungen und konnte den Agglomerationsprozess nie auf eigenem Territorium vollziehen.

Dass die «selektive Stadtverdrängung» in so engem Zusammenhang mit der modernen Stadtplanung stehen soll, ist ebenfalls nicht die ganze Wahrheit: Basel konnte sich als bereits gebaute Stadt mit dieser modernen Theorie gar nie intensiv auseinandersetzen – nur wenige Gebiete, etwa im Gellert, tragen Zeichen der «modernen» Stadt, alles andere spielte sich ausserhalb der Gemarkung und damit auch ausserhalb des politischen Einflussbereichs ab.

Zu der von Ihnen geforderten Erhöhung der Kernstadtattraktivität ist zu

sagen, dass unsere Kernstadt so unattraktiv gar nicht ist: Mit dem Prozess der Stadtverdrängung nämlich ging gleichzeitig auch eine Revitalisierung der Innerstadt einher. Im Zuge dieser in den 70er Jahren angelaufenen Stadtsanierungsmassnahmen wurde etwa aus dem abgewirtschafteten Gewerbe- und Industrieareal St.-Alban-Tal ein vorbildliches Innerstadtgebiet. Dies gilt auch für andere Bereiche, für den Nadelberg etwa, oder den Heuberg. Für das historische Stadtgebiet ist denn auch eine Rückwanderung der einkommensstärkeren Schichten belegbar.

**Wirken sich diese Massnahmen auch auf die innerstädtischen Freiräume aus?**

Dazu kann nicht deutlich genug betont werden, dass Basel eine mittelalterliche Stadt ist, die sich in ihrer Entwicklung immer auch ihrer historischen Bedeutung bewusst blieb. Einer der wenigen Eingriffe, die mit dem Gedankengut der «modernen» Stadt die historische Situation einschneidend veränderten, ist der Neubau des Stadttheaters. Ob diese Veränderung im Sinne der Kernstadtattraktivität positiv oder negativ zu beurteilen ist, darüber würde ich gerne diskutieren.

Ich stimme dem durchaus zu, dass Basels Potentiale über weite Bereiche hier drastisch untergenutzt sind – ich denke da etwa an die beiden Rheinufer. Wenn wir aber auf die gebaute, die historische Stadt zurückgehen, dann ist beim Postulat «Erhöhung der Freiraumattraktivität durch Schaffung neuer Freiraumsituationen» Vorsicht geboten. Sollte ich einmal im Zusammenhang mit der Theaterplatzsituation missverständlich von einer «Baulücke» gesprochen haben, dann ist dies historisch sehr wohl begründet: In unserem Stadtrundriss ist und bleibt dieser Ort eine Baulücke, die durch die neue Funktion des Theaterplatzes nicht adäquat beantwortet wurde.

Sehr einverstanden hingegen bin ich mit den beiden anderen angesprochenen «Strategien»: Umverteilungs-

• Fortsetzung Seite 46

## Schall&Rauch-Wechsel & Kritiker-Auflauf

«Name ist ja nun Schall und Rauch», seufzte Goethe. Aber dann rauchten und schallten ihm die zwei Silben seines Namens doch wieder so süß in Nas' und Ohr, dass es ihn ewig schad' gedünkt hätte, wenn über «Dichtung und Wahrheit» statt Goethe Wuttke oder Specht gestanden wäre. Für Goethe war's aber auch noch einfach, dem Eigenrausch treu zu bleiben. Denn damals, als er seine Knaller und Kracher (wir sagen nur: «Werther»!) auf den Büchermarkt warf, da hatten Ochsen und Kritiker halt noch grössere Köpfe und ihr Gewerbe drum ein menschliches Antlitz. Blies das «WeiZe»-Feuilleton etwa zur Menschenjagd, wenn der neue Spitzen-seller dieses Goethe herauskam? Hier dagegen und heute macht der Name den Autor zum Freiwild. Wenn einer

Geerk heisst und möchte mit sein Dichtungen und Wahrheiten die Menschen erquickern, dann kann er dies, er dem medialen Abschied entgegnen allenfalls maskiert als Hunziker tu. Wenn einer Bodo Kirchhoff heisst und zu Autoretheatertagen in Hannover Text beisteuern möchte – was bleibt dem Geheitzten übrig, als sich Odette Haussmann zu nennen? Und so also nun auch Robert Schneider. Nach den Verrißern der «Luftgängerin» will auch er unter Pseudonym schreiben künftig: um die Literaturkritik «aufzulösen» zu lassen. Allerdings erst vom übernächsten Buch an. Die mit «Schlafes Bruder» begonnene Trilogie soll noch Robert Schneider beenden. Schall- und Rauch-Wechsel mitten im Werk – ob's allzu verkaufsläufig war? dpa/BaZ

## Die USA und die Humanität: Harold Pinters Brief an Tony Blair

«Sehr geehrter Herr Premierminister, wir wurden in den vergangenen Wochen oft an Saddam Husseins lange Reihe von entsetzlichen Menschenrechtsverletzungen erinnert. In der Tat, sie sind entsetzlich: brutal, krankhaft. Aber ich dachte, Sie könnten vielleicht daran interessiert sein, den entsprechenden Leistungsausweis Ihres Alliierten, der USA, zu überprüfen. Ich bin mir nicht so sicher, dass Ihre Berater Sie umfassend davon unterrichtet haben.

Die USA haben seit 1945 jede rechte Militärdiktatur dieser Welt unterstützt, subventioniert und in einigen Fällen sogar ins Leben gerufen. Ich beziehe mich unter anderem auf Guatemala, Indonesien, Chile, Griechenland, Uruguay, die Philippinen, Brasilien, Paraguay, Haiti, Türkei, El Salvador. Hunderttausende von Menschen wurden von diesen Regimen ermordet, aber das Geld, die Mittel, die technische Ausrüstung (jeder Art), die Beratung und die moralische Unterstützung – sozusagen – kamen von den sich aufeinander folgenden US-Regierungen. Die Zahl der Toten ist enorm: 170 000 in

Guatemala, 200 000 in Ost-Timor, 80 000 in El Salvador, 30 000 in Nicaragua, 500 000 in Indonesien – und so könnte man weiter aufzählen. Diese Toten, jeder einzelne von ihnen, sind auf die Aussenpolitik Ihres Verbündeten zurückzuführen.

Die Verwüstung, welche die USA in Vietnam, Laos und Kambodscha anrichteten, die Verwendung von Napalm, Agent Orange und von neuen Bomben, die Pfeile in die Körper von Menschen trieben und ihre Gedärme nach aussen rissen; bei all dem handelte es sich um ein erbarmungsloses, grausames und systematisches Zerstörungsprogramm, das jedoch den Geist des vietnamesischen Volkes nicht brechen konnte. Und als die USA geschlagen waren, da machten sie sich sofort daran, Vietnam durch Handelsembargos auszuhungern.

1965 marschierten die USA in der Dominikanischen Republik ein, 1983 in Grenada, 1990 in Panama. Und die USA destabilisierten und stürzten die demokratisch gewählten Regierungen von Guatemala, Chile, Griechenland und

Haiti. All dies geschah völlig ausserhalb eines jeden internationalen Rechts.

Die USA unterstützen und unterstützen noch immer den von der türkischen Regierung betriebenen Völkermord an den Kurden. Die USA bezeichnen die kurdischen Widerstandsgruppen in der Türkei als «Terroristen», während die eigenen üblen Contras in Nicaragua «Freiheitskämpfer» genannt wurden. Der «getarnte» Einsatz der USA in Nicaragua wurde vom Internationalen Gerichtshof in Den Haag als klare Verletzung von internationalem Recht bezeichnet.

Während der vergangenen fünf Jahre verabschiedeten die Vereinten Nationen mit überwältigender Mehrheit fünf Resolutionen, die ein Ende des US-Embargos gegen Kuba verlangten. Die USA ignorierten alle fünf. Sämtliche UN-Resolutionen, welche Israel kritisierten, wurden nicht nur von Israel, sondern auch von den USA ignoriert. Die USA drücken in Sachen israelisches Atomprogramm beide Augen zu – und in Anbetracht der Unterdrückung des palästinensischen Volkes

zucken sie die Schultern. – Selbstverständlich verfügen auch die USA über ein recht praktisches nukleares Arsenal. Ich würde sogar behaupten, dass es Saddams Möglichkeiten, «jeden Mann, jede Frau und jedes Kind auf dieser Welt zu töten», um ein paar Längen überbietet. Und wie wenn dies nicht genug wäre, so haben die USA auch ein namhaftes Arsenal von chemischen Waffen, und kürzlich wiesen sie zwei UN-Inspektoren zurück, die eine war Kubaner, der andere Iraner. Sie behalten sich auch das Recht vor, den Zugang zu gewissen Zonen der «nationalen Sicherheit» zu verweigern. Diese dürfen nicht inspiert werden, weil «eine Inspektion die nationale Sicherheit der USA gefährden könnte». Sagt Saddam nicht etwas Ähnliches?

George Kennan, Chef des amerikanischen ausserpolitischen Planungsausschusses, der die Grundregeln der US-Aussenpolitik festlegte, sagte im Jahr 1948 in einem «streng geheimen» und internen Dokument: «Wir werden auf alle Sentimentalitäten und Tagträume verzichten und unser Augenmerk

überall auf unsere unmittelbaren nationalen Ziele richten müssen. Wir sollten damit aufhören, über vage und unwirkliche Ziele wie beispielsweise Menschenrechte, Verbesserung des Wohlstandes oder Demokratisierung zu sprechen. Der Tag ist nicht weit, an dem wir im Rahmen ganz klarer machtpolitischer Konzepte handeln müssen. Je weniger wir durch idealistische Slogans behindert werden, desto besser.» Kennan war ein ausserordentlicher Mann. Er sagte die Wahrheit.

Bestimmt würden Sie mir zustimmen, dass die historische Sicht von höchster Bedeutung ist, und dass kritische Distanz eine entscheidende Pflicht für Volksführer ist.

Wie dem auch sei; so ist Ihr Verbündeter, mit dem Sie einen moralischen Schulterabschluss eingegangen sind.

Ach, übrigens, das wollt' ich auch noch sagen, fast hätt' ich's vergessen: Wir machten fast in die Hosen vor Freude, als Labour die Wahlen gewann.»

Dieser offene Brief des Dramatikers Harold Pinter an Tony Blair erschien am Dienstag im «Guardian». Aus dem Englischen von Gisela Widmer.



# Strategien gegen den drohenden Niedergang der Stadt

● Fortsetzung von Seite 45

mechanismen und politisch-räumliche Gebietsreform sind, theoretisch-wissenschaftlich gesprochen, ganz klar wichtige Postulate. Wenn wir sie aber auf unsere lokalpolitische Situation umbrechen, dann sind wir weit entfernt von der Realität.

**Rita Schneider-Silwa:** Ich beklage zwar eine gewisse Konzeptlosigkeit hinsichtlich der Gestaltung öffentlicher Räume, aber ich mache sie nicht verantwortlich für den Niedergangsprozess. Auch bessere Freiraumkonzepte würden unsere Stadt nicht notgedrungen reurbanisieren, denn wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft, in der jeder das Recht hat, seine individuellen Wohn- und Lebenspräferenzen auszuüben. Sicher, die Situation in Basel mag, wie Sie sagen, nicht dramatisch sein. Aber die Stadtverdrängungsmechanismen sind da und Projekte wie «Werkstadt Basel» sind ein Indiz dafür, dass man die Probleme auf institutioneller Ebene durchaus auch wahrnimmt.

Die sorgfältige Gestaltung der Freiräume ist, was es um die Erhöhung der Kernstadtattraktivität geht, ein wichtiger Punkt – und da hat Basel tatsächlich ein Problem, denn: Wir haben keine Freiraumplanung. Wir haben eine Menge Strategien, die im einzelnen sicher auch zu Verbesserungen führen können, aber kein übergeordnetes Konzept, keinen umfassenden Freiraumplan wie etwa andere Städte. Ich sehe, dass diese Stadt in der Architektur auf sensible und vorbildliche Weise auf den «Dialog mit der Umgebung» achtet. Welchen Dialog aber führen die öffentlichen Räume mit dem Umfeld, mit der Gesellschaft? Ich sehe keinen. Da wird nicht auf den Menschen eingegangen, da werden nicht die richtigen Fragen gestellt.

**Fritz Schumacher:** Ich kann Ihre harte Kritik an den «fehlenden Freiraumkonzepten» nicht nachvollziehen: Im von den beiden Halbkantonen gemeinsam erarbeiteten Regionalplan von 1976 sind die Grundzüge des Freiraumkonzeptes beschrieben und festgelegt – das ist Freiraumplanung auf konzeptioneller, räumlich-abstrakter Ebene, das übergeordnete Konzept, nach dem sich die Detailplanungen aussch-

ten! Auch unser Zonenplan ist ein Freiraumplan, der die wesentlichen Elemente der Freiraumstruktur rechtlich fixiert. Und ich nehme an, Sie kennen auch unseren Alleenplan – den Richtplan für die Freiraum- und Gestaltungsqualität der städtischen Hauptachsen.

**Rita Schneider-Silwa:** Ich sehe im kantonalen Richtplan nichts, was auf «Freiraumplanung» schliessen lässt, keinen «Flickenteppich» von gestellten Grünanlagen beispielsweise wie in anderen Schweizer Städten. Auch der Zonenplan ist nicht gerade ein Musterbild an Freiraumplanung. Dort ist einzig der Status quo festgehalten, sind die klassischen Grünzonen der Parks, die wir haben, ausgewiesen, aber er beinhaltet nichts, was auf ein übergeordnetes Konzept, auf Planungen und Handlungsspielräume hinweist. Und was den von Ihnen angeführten Regionalplan anbelangt – der bezieht sich nicht auf die Kernstadt, sondern auf den Agglomerationsraum, und der ist nicht Gegenstand unserer Diskussion.

Unser Thema ist allein die Kernstadt – nicht die Agglomeration, für die, das ist mir bekannt, tatsächlich schon seit Jahren Freiraumkonzepte in Richtung Landschaftsentwicklungsplanung bestehen. Für die Stadt Basel hingegen gibt es bis heute nichts, was dem vergleichbar wäre. Es wurde vieles angedacht, es gibt auch viele gute Ideen zu einzelnen Bereichen, aber de facto existiert kein übergeordnetes Freiraumkonzept für den Kernstadtbereich.

*Was müsste ein solches Konzept denn beinhalten? Und: Wie definieren Sie den Begriff der Freiräume? Was haben diese zu leisten?*

**Rita Schneider-Silwa:** Freiräume werden in der Fachliteratur definiert als überwiegend unbebaute Areale, grüne, begrünte, oder auch befestigte, versiegelte Flächen für öffentliche Belange im Siedlungsbereich. «Genutzte Freiräume» – egal, ob grün, ob Platz, ob Strasse – sind für mich persönlich zudem Begegnungsräume. Ein «ungenutzter Freiraum» ist in Basel der Münsterplatz, der über weite Teile wenig attraktiv, weil unstrukturiert und unternutzt ist. Auch der Marktplatz könnte man attraktiver gestalten und ihn zudem in

eine grosse Achse zur Heuwaage hineinbetonen.

Der Theaterplatz bekäme als Teil dieser Achse ebenfalls eine klarere Lesbarkeit. Dass die historische Stadt hier einmal kompakter war, ist kein Argument, ihn heute zu bebauen: Wir leben nicht mehr im Mittelalter, als die Stadt noch der grosse, umfassende Lebensraum war, als es noch keine Suburbanisierung, keine soziale Entmischung, gab. Heute hat sie andere Aufgaben, repräsentiert eine ganz andere Gesellschaft. Sich da von historischen Grund- und Aufrissen leiten zu lassen, zu sagen, es war einmal so und daher ist es auch in Zukunft richtig, macht keinen Sinn!

**Fritz Schumacher:** Ich plädiere ganz und gar nicht für eine Rekonstruktion der historischen Stadt! Unsere Stadt, auch die historische, ist heute so drastisch verändert, dass es unsinnig wäre, alte Zustände wiederherstellen zu wollen. Aber zurück zu Ihrer Definition: Bis jetzt haben Sie nur physische Aspekte aufgezählt. Was macht diese Strassen und Plätze denn nun zu «Freiräumen»?

**Rita Schneider-Silwa:** Diese Orte sollten Verweilzentren sein, sollten das Herz und die Seele ansprechen, Rekreativitätsstätten sein, wo man den Trubel um sich herum für wenige Minuten oder auch für länger vergessen kann, Plätze, die das Auge entlasten, das Herz erfreuen, Oasen, die Stimmungen auslösen, Räume wo man «sein» kann und nicht nur durchgeht – Fixpunkte, die die Identifikation mit der Stadt fördern.

Mit kurz- oder mittelfristigem Denken, das von heutigen wirtschaftlichen Bedürfnissen ausgeht, lässt sich Urbanität nicht erhalten. Eine Stadt besteht nicht nur aus Baumasse, sie ist ein Organismus, in dem die soziopsychologischen Aspekte eine wesentliche Rolle spielen – was wiederum langfristig durchaus auch wirtschaftliche Vorteile bringt.

**Fritz Schumacher:** Sie führen den Münsterplatz an, den Marktplatz, den Theaterplatz, die Achse zur Heuwaage – alles bereits vorhandene Elemente. Sie stimmen mir also zu, dass der Freiraum als physisches Geflecht in unserer Stadt durchaus vorhanden ist. Für mich ist das das Konzept! Zu fragen wäre: Wie gehe ich mit diesem Freiraum um?

Welche Priorität erhält er in der Gesamtplanung? Es geht also um die Nutzung des vorhandenen Potentials, und hier ist die Verkehrsplanung ein entscheidender Faktor. Eine der Strategien, die wir da verfolgen, ist die, durch Kanalisierung und gleichzeitige Verkehrsberuhigung die Qualität der Räume zu erhöhen. Die Realisierung ist dabei ein Prozess, der – anders als in Barcelona oder Lyon, wo man eine ganz andere Planungsstrategie verfolgt, die wiederum auf einem ganz anderen Planungsverständnis basiert – aus kleinen und kleinsten, wenig spektakulären Stadtrepaturen besteht.



In der Steinen.

Foto Labhardt

Wir müssen unsere – wie ich nach wie vor behaupte – bestehende Freiraumkonzeption in einem mühsamen Prozess des Umbrechens in kleinen Schritten erreichen. Und es sind ganz wenige Orte, der Theaterplatz etwa oder die Heuwaage, wo wir, in Beachtung der historischen Gegebenheiten, darüber nachdenken, sie durch Bebauungen attraktiver zu gestalten. Freiraum nämlich, und das scheint mir ein wichtiger Punkt, lebt u.a. auch von den städtebaulichen, den architektonischen Elementen, die ihn bestimmen – Freiraum ist nicht Freiraum, wenn er nicht begrenzt ist. Er ist eine Art «Positivplan» der Stadt, der im Wechselspiel steht mit dem «Negativplan» der Bebauung. Dieses Zusammenspiel ist unser eigentliches Anliegen sowohl am Steinenberg wie an der Heuwaage, wo wir der Überzeugung sind, dass die Plätze in ihrer heutigen städtebaulich nicht definierten Form ihr grosses Potential, nämlich als urbane Freiräume zu wirken, nicht ausschöpfen.

**Rita Schneider-Silwa:** Deren physi-

sche Gestaltung ist sicher ein wichtiger Punkt, sie darf jedoch den grossen Kontext nicht aus den Augen verlieren. Und ich stimme auch dem zu, was Sie fast apologetisch sagten: Wir haben ein mühsames Umbrechen in kleinen Schritten zu vollziehen. Aber auch für die Aneinanderreihung von Projekten und kleinsten Reparaturen braucht man eine übergreifende Vision und einen politischen Willen....

**Fritz Schumacher:** Den Glauben, dass wir mit Konzepten unsere Projekte politisch schlüssiger umsetzen können, teile ich nicht. Das Spiel der Politik ist, wie ich aus langjähriger Erfahrung weiss, ein sehr ambivalentes. Den politischen Konsens über Konzepte herzustellen ist vielfach nicht möglich, weil die auf dieser Ebene unumgängliche Abstraktion keine Visualisierung erlaubt. Planung ist ein paralleles Arbeiten, ein permanentes Wechselspiel zwischen Projekt- und Konzeptstufe. Und da bin ich nach wie vor irritiert, dass Sie unseren konzeptionellen Planungen, zum Beispiel dem Alleenplan, der ja ein ganz typischer Konzeptplan ist, so wenig Bedeutung zumessen: Hier sehen Sie das Freiraumkonzept der stadtebaulicher bedeutenden Räume, das ist die Vernetzungsstruktur für die gesamte Freiraumplanung, das Grundgerüst in seiner Veränderungspotenz.

**Rita Schneider-Silwa:** Der Alleenplan ist mir nicht gänzlich unbekannt – auch wir arbeiten mit ihm. Aber ein solcher Plan kann auch leicht Alibifunktion übernehmen. Bleiben wir beim Beispiel Theaterplatz: Bevor man darangeht, hier einen Freiraum durch Bebauung zu «optimieren», wäre auf politischer Ebene – im intensiven Austausch mit den Fachleuten – zu entscheiden, wie ein Freiraumkonzept für die ganze Stadt beschaffen sein sollte, welches Programm es verfolgen, welche Vielfalt es anbieten soll, wie es zu strukturieren, zu rhythmisieren sei. Im Sinne einer langfristigen städtischen Ökonomie, deren Herzstück die Attraktivitätssteigerung der Stadt ist, wäre es ebenso sinnvoll, sich zugunsten der Erhaltung einer Stadt als «Gesamtkunstwerk» gelegentlich auch auf die «Ethik der Selbstbegrenzung» zu besinnen.

Die Fragen stellte  
Ulrike Zophonias-Baierl

## 48. Berlinale: Das Tempo des Lebens, das Tempo der Filme

Wieder ist eine Pressevorführung zum Ende. Der Abspann des Films übt seine befreiende Wirkung aus. Man darf sich bewegen. Man eilt aus der Dunkelheit des Zoo-Palastes ins frühlingshafte Wetter hinaus. Man darf wieder reden. Und schon zücken die Journalisten ihre Handies. Wer keins braucht, der hat eins. Oder doch anders herum?

Von Christoph Heim

Die tausend Meter lange «Rennstrecke» vorbei an der Gedächtniskirche zum «Intercontinental» füllt sich für kurze Zeit mit dunkel gekleideten zielstrebigen gehenden Menschen, von denen jeder zweite ein Telefon ans Ohr gedrückt hat. Die Zeiten haben sich geändert. Sie sind hektischer geworden. Beki Probst, Kinounternehmerin in Bern und seit vielen Jahren Leiterin des Filmmarktes auf der Berlinale, beschreibt in einem Gespräch mit der Basler Zeitung den typischen Filmeinkäufer im Jahr 1998. Er nutzt alle modernen Kommunikationsmittel und will bereits vor dem Beginn des Festivals alles wissen: Was sind die Hits, was lohnt sich anzusehen, was ist noch zu haben?

Wenn der Markt eröffnet ist – 370 Filme wurden während der 10 Tage in den Screenings des European Filmmarket gezeigt –, hat kaum einer mehr die Musse, sich einen Film ganz anzusehen. Es müssen schon zwei, drei oder vier Filme gleichzeitig sein. Das ist dann fast wie am heimischen Fernseher, nur dass man sich zum Zappen bewegen muss, hier zehn Minuten reinschaut, da nach fünf Minuten wieder rausgeht, um ja nicht den Schluss des dritten Films zu verpassen. Aber warum sollen sich die Einkäufer der Ware Film eigentlich anders verhalten als die Rezipienten?

100 Firmen sind in diesem Jahr an 51 Ständen aus 33 Ländern vertreten gewesen. Viele haben sich erst dann für den Berliner Markt entschieden, als das Berlinale-Programm bekannt wurde. Die Käufer kamen aus aller Welt: Filmverleiher aus ganz Europa, aber auch aus den USA. Ein Agent für südameri-



Kurz vor Torschluss: Aus der Produktion «The 92 Minutes Of Mr. Baum» von Assi Dayan.

Foto zVg

kanische Länder aus Los Angeles kaufte beispielsweise 15 Titel ein. Asiatische Firmen waren trotz der Krise überraschend zahlreich vertreten.

### Die Banalität der Existenz

Auch die amerikanischen Majors, die inzwischen alle eigene Abteilungen für ausländische Filme eröffnet haben, waren in Berlin. Sony Pictures Classic und die Foreign Film Divisions von anderen grossen Studios haben sich mit europäischen Filmen eingedeckt, die offenbar bei den Amerikanern zunehmend auf Interesse stossen. Von den fünf Filmen, die für den Oscar als bester ausländischer Film nominiert sind, wurden vier bereits in die USA verkauft. In Berlin fanden der russische Film «Der Dieb» wie auch der deutsche «Jenseits der Stille» je einen Käufer, der sechsstellige Dollarsummen bezahlte.

Im Vergleich zu dieser Hektik, die das Leben der Käufer und Verkäufer zu bestimmen scheint, geht es in den Fil-

men dann oft recht gemütlich zu. Der israelische Regisseur Assi Dayan («Life According To Agfa») spielt in seinem Film «The 92 Minutes Of Mr. Baum» einen Geschäftsmann und Vater, der von seinem Arzt erfährt, dass er noch 92 Minuten zu leben hat. Aber was kann man in eineinhalb Stunden schon tun?

Dasselbe wie sonst. Er setzt sich ins Auto, fährt los, führt noch eine gesellschaftliche Besprechung, fährt weiter, zückt das Handy – das hier zu gar keiner Hektik führt – und ruft die Menschen an, die ihm was bedeuten. Bunter als diese Gespräche sind die Tagträume, in denen sich Mr. Baum das Verhalten seiner Lieben bei seiner Beerdigung vorstellt. Schliesslich kommt er zu Hause an und legt sich fünf Minuten, bevor der Tod eintrifft, ins Bett. Assi Dayans Film über die Banalität der Existenz ist so komisch wie das Leben selbst.

Auch Quentin Tarantino legt mit «Jackie Brown» einen geradezu ruhigen Film vor, der in einer kleinen, im

Tempo, das ihm die Soul-Musik der sechziger und siebziger Jahre vorgibt, erzählt wird. Es ist die Geschichte einer Stewardess, die ihr schmales Gehalt dadurch aufbessert, dass sie im Auftrag eines Waffenhändlers illegal Geld einführt. Als sie von der Polizei auf frischer Tat ertappt wird, entschliesst sie sich zur Kooperation mit den Behörden.

In einem riskanten, aber genial geplanten Spiel – der Film handelt zu einer Zeit, in der das Handy das weitsichtige Planen noch nicht abgeschaft hat – trickst sie alle gegeneinander aus. Tarantinos «Jackie Brown» nach einem Roman von Elmore Leonard ist ein Thriller, dem nach einem zynischen Mord in der ersten Viertelstunde eine beinahe unerträgliche Spannung eignet, die aber von Humor und Ironie und auch ein bisschen Liebe durchbrochen ist. Pam Grier, Samuel L. Jackson, Robert De Niro, Bridget Fonda und Robert Foster, der für einen Oscar als bester Nebendarsteller nominiert ist, spielen die Rollen.

spielen Charaktere, denen man auch nach zweieinhalb Filmstunden gerne noch weiter zusehen würde.

Meistens ist man ganz froh, wenn wieder einer jener Wettbewerbsfilme beendet ist, die nur die Internationalität des Programms bezeugen müssen. Pupi Avatis Liebesgeschichte am Ende des 19. Jahrhunderts «Il Testimone dello sposo» hätte man sich auch ohne Michael Winterbottoms «Fly Kiss» noch ruhig anschauen können. Die Spuren der Meister heisst es.

Die chineesische Joan Chen dreht den ersten Film: Der Wettbewerbsfilm während der Kul zählt die tragische Mädchen aus der Pferdezüchter die Lebens erfahren muss. Wie ein Propagandafilm vaten Märchen, das wird. Kritik an der Ku in China erlaubt und e

### Die Zerstörung des

Kritik an der Gegend von Xiaozhangke in «Xiao Wu» offenbar nicht. Der Film, ein niger Independent Pictures darf in China nicht gezeigt werden. Der Film spielt im dörflichen Milieu schenreich der chinesischen Wirtschaft. Das Personal: Egender Zigarettenschmuggler, ger, linkerischer Taschendiebstahl, das sich stundenweise Männer verkauft. Der Taschendiebstahl fängt über ein Feuerzeug mit integrierter Spieldose, die bei jeder Zigarette «Für Elise» spielt. Er hat freilich noch kein Handy, sondern einen «Beeper». Der wird aber von den Dorfbewohnern bestaunt wie ein Ferrari. Der Beeper hat dem Chinesen keine Hektik gebracht. Er braucht ihn für seine Geliebte, nicht für die Geschäfte.

Moment, mein Handy klingelt.